

Helmut Grosina

Graz darf alles

Auch etwas nicht haben.

Nur ein Blick. Februar 2003

Die Stadt Graz zerstört die Mur

Es staubt, es lärmt. Auto an Auto fährt vorüber. Es gelingt kaum, die schmale Fahrbahn zu überwinden und den Versuch zu starten, von der Ufermauer auf die Mur zu blicken. Es ist auch vergeblich. Eine Security-Dame weist mich zurück. Baucontainer stehen an Baucontainer und lassen keinen Blick frei. Auf einem steht hingekritzelt, *die Stadt Graz zerstört die Mur*. Endlich kann ich auf einen Steg über den Fluss gelangen und von oben sehen, wie er gesäumt wird von etwas roh und wild wirkenden Steinwürfen, mit denen offenbar Natürliches an den kanalisierten Fluss gebracht werden soll. Drüben, am linken Ufer, gibt es sogar einen betonierte Weg zwischen der zur Stadt hinauf ragenden Kaimauer und den Steinen am Wasser. Und dort gehen sogar Menschen, als ob sie den Fluss für die Stadt zurückerobern wollten.

Zwischen den Steinen ergießt sich eine orangerote Brühe in diese neue Wildwasser-Romantik. Dahinter, jenseits der Ufermauer und der Fahrbahn, eine tiefe Grube, unter die angrenzenden Häuser hineinreichend. Baukräne, Laster, Maschinen, und wieder Lärm, wieder Staub ohne Ende. Hier soll wohl eine

Tiefgarage entstehen. An der Kaimauer führen Stiegen und ein Lift hinunter auf den Steg zur 322 Tonnen schweren stählernen Insel im Fluss. Die Hoffnung auf einen Kaffeeegenuss in der wogenden Mur ist aber nur eine Schimäre. Das Café ist eine Baustelle, aus der dampfender Asphalt duftet, und wo Sägen kreischen, Bohrer hämmern und Schweißfunken blitzen.

Vor der Eröffnung soll sogar noch manches Kleingerümpel und Abfällige herumgelegen sein. Aber ein gütiger Schneefall soll dann alles freundlich zugeeckt haben. Jedenfalls erinnern die zwei verschobenen Muschelschalen oder Eihälften oder was immer man damit assoziiert, eher an ein gestrandetes unbekanntes Objekt, eingezwängt in den Flusskanal liegen geblieben und kräuselnd umspült von einem eher bescheidenen bräunlichen Gerinne.

Mein Blick geht in die Höhe zum alles überragenden Schlossberg und zur Hoffnung, dass mich der Blick von oben lehren wird, was diese *lustvolle Plaza für das neue Millenium*, wie es im Pressetext zur Murinsel heißt, für die Kulturhauptstadt Europas 2003 bedeuten soll. Die 5 Millionen Euro, davon 150.000 Euro für den Abbau, werden letztendlich gleichsam den Fluss hinunter laufen.

Kultur ist Baustelle

Ankommen in Graz. Am Bahnhof ist die Baustelle nur mehr innen, an einem Gebäudeflügel, gleich neben

der in Rot-Weiß-Grau beklebten und belebten Halle. Blicken auf Graz. Am Schlossberg eröffnet sich der Blick auf das Gitterschiff in der Mur, auf Baukräne rundum und einen verpuppten Wurm, der sich drei Tage vor Herbstbeginn als Kunstwolke *entpuppen* und in blauem Glanz erstrahlen soll. Aus der Puppe ragen Auswüchse, die an Fenchelknollen oder makroskopische Haarwurzeln erinnern. Alles Baustellen.

Kulturhauptstadt, das ist Welt-Kulturerbe mit Baukränen. Der Blick wandert nach Süden. Dort läuft die Stadt ins Nichts aus. Irgendwo in dieser Richtung liegt die neue Stadthalle. Eine Veranstaltungskiste mit viel Glas, viel Dach und einem Turm. Ein Akzent. Durchaus ein städtebauliches Ereignis. Die Plakate davor werden mich daran erinnern, dass dahinter selbst die Unkultur eines Pseudostadels für Musikantenauftrieb Platz haben wird. Graz wird auch das dürfen. Und hoffentlich gut versteckt halten. Im intervisionären Fernsehen.

Hinter dem Bahnhof glänzt die Photovoltaik-Fassade der Helmut List Halle hervor. Trotz aller schlechten Karten der Lage und der Bausubstanz ist hier ein technisches Wunderwerk der Akustik entstanden. Für die Spielkultur. Die Hörkultur. Ein Industriedenkmal gewandelt erhalten und zu Neuem geformt. Verbunden mit dem Namen des Mannes, der mich einmal in Alpbach in einem Gespräch so nachhaltig beeindruckt hat, dass ich es nicht vergessen werde.

Der - ausgehend von der Motorenentwicklung - in seinem Unternehmen weltweit technische Neuerungen schafft, die sich auf viele Bereiche des Lebens auswirken.

Und die Murinsel? Überblickt man sie von oben, wächst sie aus der Beengtheit heraus und liegt elegant im Fluss. Zwischen der offenen Muschelschale, dem Amphitheater, und der geschlossenen, der verglasten Kuppel, spannt sich, wie über den Kinderspielplatz hingeworfen, eine geschwungene Zeltform und überwindet die Starre des Stahlrohr-Netzes und die Steifheit der Stahlgitter.

Die spiegelnden Glasflächen der Kuppel über dem Café machen sie leicht und bereichern das Spiel zwischen Unten und Oben. Die gewellten Sitzstufen des Amphitheaters lösen die Strenge und lassen den Raum größer erscheinen. Und flackernde Sonnenreflexe von der Mur durchdringen die Gitter dieser Muschel, machen sie durchsichtig. Lassen sie wie ein zartes, silbern strahlendes Gespinnst über dem dunklen Fluss schweben.

Komödienmuse - Musenkomödie

Vom Schlossberg rundum geblickt, erscheint die Altstadt, das Welt-Kulturerbe, in einem historisch geprägten Rahmen. Deutliche Akzente sind nicht zu erkennen. Außen herum stehen schon ein paar Schachteln hochkant. Zumeist banale Stapeln von

Büros und Wohnungen. Die überragende Orientierung gibt der Schlossberg selbst.

Die Aufregung, es könnte einen Grund geben, den Status als Welt-Kulturerbe aberkannt zu bekommen, ist an der Thalia entstanden. Diese altgriechische Muse der Komödie lässt auf etwas Besonderes schließen. Mitnichten, denn es geht um ein Kino, gerade ein halbes Jahrhundert alt, und ein Baudenkmal seiner Zeit, dem ein Zubau droht. Ein belangloser, nichtssagender, wohl auch unproportionierter.

Eine Komödie ähnlich der in Wien bricht gleichsam aus. Argumente werden gesucht, die sich nachvollziehen lassen. Dort sind es die Höhenmeter, die völlig am Thema vorbei führen können, und die Mittelmäßigen und um jeden Preis Bewahrer auf den Plan rufen. Und die Altertümler, die als Verhinderer alles Neuen im Istzustand verharren. Nicht Political oder Scientific Correctness oder irgendein anderer Fundamentalismus ist gefragt, sondern nur Qualität.

Sonst gäbe es wohl keine einziges Denkmal und all das, was heute als Erbe bewahrt werden soll, wäre gar nicht erst entstanden. Manchmal regt auch die Vergänglichkeit dazu an, die Dauerhaftigkeit zu hinterfragen, bewusst zu machen, was ist und zu fragen, ob es so sein muss. Da steht am Schlossberg ein Uhrturm, der nur deswegen noch dort steht, weil die Grazer Bürger ihn und den Glockenturm von den Franzosen freigekauft haben. Und da steht nun eine

Verdoppelung ganz in Schwarz unmittelbar daneben, wirkt in die Altstadt hinunter wie ein Schatten. Auch wie ein Schatten der Vergangenheit, und regt an, über alles nachzudenken, was ihn ausmacht, wofür er steht und was er letztlich ist. Eine überragende Installation. Und wirklich genial.



Von Gradec nach Slovenjgradec

Es bedarf nicht der Erklärung, dass *Graz Gradec* geheißen hat und aus dem Slawischen stammt. Ich schließe mich mit *Grosina - Gržina* und mit *Slovenjgradec*, der Heimat meiner Großeltern, an. Dorthin ist Inge Morath kurz vor ihrem Tod zurück gekehrt, um die Tage ihrer Kindheit in diesem Grenzraum wiederzufinden. Sie, die von hier in die Welt hinaus gegangen ist und an der Seite von Arthur Miller gelebt hat.

Die Ausstellung *Grenz.Räume* gibt ihre Wanderung durch den Landstrich wieder, von dem sie sagt, dass er *eine heimliche Sehnsucht* von ihr sei. Sogar noch in der Wiedergabe strahlen ihre Augen so unglaublich stark. Vielleicht, weil sie *bei aller Schärfe oder Härte des analytischen Blicks*, wie Gerhard Roth zitiert wird, einen gleichsam aus dem Foto heraus noch umarmt. Und ihre Bilder sprechen, weil sie - nach einem anderen Zitat - nicht nur festgehalten hat, was sie mit diesem Blick erfasst hat, sondern *auch darüber nachgedacht hat*. Mir kommt vor, als ob sie mir die Menschen zeigen würde zu meiner Landschaftsstudie aus dem Jahr 2002 *Die steirische Toskana* oder *Was sind Windische Bühel?*

Diese Ausstellung hat mich zutiefst berührt. Ich will aber den Blick weiter fassen als von Graz nach Windischgraz, nämlich bis Laibach. Ljubljanas, man kann ruhig sagen, weltberühmten Architekten Jože Plečnik ist ebenfalls eine Ausstellung gewidmet, von Boris Podrecca so gestaltet, dass ich das Gefühl habe, wirklich durch *seine* Stadt zu gehen. In sein Arbeitszimmer zu blicken, ihn an seinen Plänen zu sehen, die selbst die Ausstrahlung von Kunstwerken haben. Mit Fotos zurück geführt zu werden in das Jahr 1968, als ich im Abschluss meines Studiums seine Werke am Ort kennen lernen konnte. Ich werde auch an seine Kirche in Wien erinnert, wo er Schüler von Otto Wagner war, und erfahre über seine Arbeiten in Prag. Und ich notiere mir Bedenkenswertes.

Einen großen Sprung weiter in Zeit und Raum gehe ich, und der Vergleich ist zu phantastisch, als dass er real empfunden werden könnte, zu den *Latenten Utopien* in der Gestaltung der Umwelt, der totalen Auflösung dessen, was bei Plečnik in einem strengen Formenkanon mit perfekter Präzision geschaffen worden ist. Verwirrend, anstrengend, aber trotz mancher Probleme mit der Maßstäblichkeit, ungeheuer begeisternd, vor allem die weichen, neuen Strukturen. Die Ausstellung macht sehr nachdenklich.

In die Wirklichkeit zurückgeholt werde ich durch eine andere. *M_ARS*. Im Hof ein zerstörtes Kampfflugzeug, geformt zu einem Kunstobjekt. Von oben leuchtet das blaue Transparent *KRIEG IST UNKULTUR. STOPPT M_ARS!* Der Name des Kriegsgottes wird kurzfristig mit dem des US-Präsidenten überdeckt. Dieser Aktionismus ist viel eher zu verstehen als das Kunstobjekt aus Teilen eines Flugzeugwracks und all die vielen Bilder und Objekte von Gewalt. Betroffenheit, Abscheu und Ekel können den Verdacht einer, wenn auch versteckten Verherrlichung nicht verhindern. Elfriede Jelinek fällt mir mit der Aussage ein: *Pornojäger haben die größten Pornosammlungen.*

Nachkultur

In der Nacht, heißt es, seien alle Katzen schwarz. Und im Dunkeln sei gut munkeln. Doch in die Nacht

wird man nicht wirklich entlassen. Nicht einmal der Schatten-Uhrturm. Die vielen Scheinwerfer zwingen einen zu allerlei Versteckspiel, um auch einen geeigneten Blick von oben zu erhalten. Und die Heiterkeit der farbig angestrahlten und sanft strahlenden Fassaden der Kirchen, des Rathauses, des Mariahilfer Platzes zu genießen.

Hellblau strahlt die Insel in der Mur milde Kühle aus. Die Umgebung bleibt im Dunkeln und für das Auge nicht fassbar. Das kristalline Gebilde scheint sich lautlos aufzufalten, größer und größer zu werden und sich über den Fluss hinauszustrecken, der in sanftem Wellenschlag vorbeisprudelt. Das weiße Licht aus dem Amphitheater flackernd reflektierend. Einzelne, ans Ufer geworfene Steine werden vom Licht der Strahler, die das fein ziselierte Gitternetzgewebe zum Leuchten bringen, gestreift. Und bilden in der nachtschwarzen Umrahmung die rauen rustikalen Kontrapunkte.

Der Staub, der tagsüber aufgewirbelt wird, als wollte Graz damit sein gemütliches Pensionistenstadt-Image abschütteln, hat sich gelegt. Staub, der nicht mehr Zeichen des Veraltens sein will, sondern beim Erneuern entsteht. Vielleicht. Ich habe ja nur ein wenig hin geblickt. Ohne Musik und ohne Worte zu hören, ohne Gesten zu sehen.